

## Die Handschrift der Heiligen

1. Etwa mit der Jahrhundertwende beginnend und dann immer schneller hat sich ein großer Wandel in der Darstellung der Heiligen vollzogen. Malte man sie früher auf Goldgrund, so daß vor lauter übernatürlichem Glanz ihre menschliche Eigenart kaum noch erkennbar war, so will man die Heiligen jetzt sehen, „wie sie wirklich sind“. Wilhelm Schamoni sprach schon in dem Titel seines Buches „Das wahre Gesicht der Heiligen“<sup>1</sup> dieses Anliegen klar aus. Er gab sich große Mühe, die Originalporträts der Heiligen zu finden und wiederzugeben. Es läßt sich nicht leugnen, daß uns die Heiligen in solchen Bildern näherkommen, weil wir das Menschliche an ihnen deutlicher sehen. Ein Bild ist jedoch immer von fremder Hand gemalt, und wenn diese Hand nicht sehr glücklich war, so daß das Bild verzeichnet wurde, dann nützt es uns wenig. Selbst dort, wo es „naturgetreu“ ist, bleibt es etwas Totes.

Wir suchen etwas, in dem noch das Leben des Heiligen unmittelbar gespürt werden kann. Aber der Klang seiner Stimme ist verflogen und seine Bewegungen sahen nur die Menschen seiner Zeit; denn früher konnte nichts auf Tonband oder im Film festgehalten werden. Nur ein lebendiger Ausdruck ist von ihm geblieben, gewissermaßen eine Platte, die er selbst besprochen hat, seine Handschrift. In ihr lebt noch das Zittern seiner Hand, die belebt wurde von den Impulsen seiner Vitalität und geleitet von den Befehlen seines Geistes. Was auf dem Papier zurückblieb, sind Zeichen, aber nicht nur Schriftzeichen, die als solche aufgefaßt einen Sinn ergeben, sondern Zeichen vergleichbar den Zacken eines Elektrokardiogramms. Diese besagen dem Laien zwar nichts, aber der Arzt versteht zu deuten, was in dem Auf und Ab der Kurven zum Ausdruck kommt. Er vermag auf Grund des hier fixierten Ausdrucks vieles über den Herzschlag des Patienten auszusagen, über Gesundheit und Krankheit, ja er kann eine Diagnose stellen über das, was jetzt vorliegt, und eine Prognose für die Zukunft.

Entsprechend kann man nach den Methoden der Graphologie heute auch das Auf und Ab, das Tempo und den Rhythmus einer menschlichen Handschrift deuten und daraus Rückschlüsse ziehen auf die Gaben, die die Natur einem Menschen mitgegeben hat. Man gewinnt auf diese Weise ein Bild von seiner Intelligenz und den Impulsen (Trieben), die ihn vorwärtsdrängen. Denn „in jeder Schrift sind die winzig kleinen Gesten der Finger und Hand sichtbar geworden. Jeder Mensch schreibt anders als alle anderen; denn jeder fügt die Buchstaben gerade aus den Gesten zusammen, die ihm besonders gemäß sind“<sup>2</sup>.

Es hat darum etwas Verlockendes, um nicht zu sagen etwas Verführerisches, graphologisch auch einmal die Handschriften von Heiligen zu untersuchen. Vor Jahren wurde in dieser Zeitschrift die Handschrift des hl. Aloisius von Gonzaga graphologisch ausgewertet<sup>3</sup>. Als Grundlage dienten fünf Briefe des Heiligen, die zeitlich ziemlich weit auseinanderlagen, so daß an ihnen der Fortschritt in seiner Charakterentwicklung gezeigt werden konnte. Leider wurde damals kein Faksimile der Briefe beigegeben, sonst wäre es jedem leicht gewesen, das Ergebnis zu kontrollieren und sich selbst ein Urteil zu bilden<sup>4</sup>. Denn das ist das Gute bei einer graphologischen Unterlage, daß sie nicht wie ein Filmbild auf dem Bildschirm erscheint und sogleich wieder verschwindet, sondern daß sie bleibt und man sie folgt-

<sup>1</sup> 3. Aufl. München 1950.

<sup>2</sup> Broder-Cristiansen, *Neue Grundlegung der Graphologie*. München 1933, zitiert in H. Thurn, *Die Handschrift als Spiegel der Seele* (Stimmen der Zeit 142 [1948] S. 139).

<sup>3</sup> Anton Koch S. J., *Aloisius' Charakterbild aus seinen Briefen* (3 [1928] 52 ff).

<sup>4</sup> Ein Faksimile des Briefes vom 9. Februar 1590 findet sich in: Caparri-Schröder, *Der hl. Aloisius Gonzaga*, hrsg. von E. Raitz v. Frentz. Einsiedeln 1928, S. 200 (Beilage).

lich lange betrachten kann. So sind auch Meinungsaustausch und Diskussion möglich, so daß Fehlurteile und Einseitigkeiten vermieden werden können.

Ein italienischer Franziskanerkonventuale, *Girolamo M. Moretti*, hat es nun unternommen, die Handschrift der Heiligen gründlich zu studieren. Seine Ergebnisse legte er in einem umfangreichen Buch vor<sup>5</sup>. Zu einer solchen Arbeit brachte er gute Vorbereidungen mit. Er verfügt über große Erfahrung auf graphologischem Gebiet; kann er sich doch rühmen, eine Unzahl graphologischer Analysen selbst gemacht zu haben, die z. T. von wissenschaftlicher Seite höchste Anerkennung gefunden haben (S. 12). Außerdem verfaßte er ein Lehrbuch der Graphologie, das 1948 schon in 7. Aufl. vorlag<sup>6</sup>. Seit über 50 Jahren wandte er seine besondere Aufmerksamkeit den Heiligen zu. Bei einem alten italienischen Franziskaner kann man von vornehmerein erwarten, daß er an eine solche Arbeit mit der nötigen Ehrfurcht und Pietät herangegangen ist. Sollte er also etwas Negatives feststellen, so darf man dahinter keine übelwollende Kritik sehen, sondern nur den Ausdruck ehrlicher Überzeugung. Damit bleibt noch offen, ob man sich seiner Kritik anschließen kann und will.

P. Fernando Vesprini, ein Schüler des Verfassers, schickt dem Buch eine längere Einleitung voraus, in der er schon zu einigen Punkten grundsätzlich Stellung nimmt. Er betont zunächst, daß die Heiligen hier ohne Heiligenschein erscheinen. Nur das Menschliche in ihnen solle im Lichte der Wissenschaft betrachtet werden. Sollten dabei menschliche Schwächen hervortreten, so erscheine die Macht der Gnade desto größer, weil sie aus diesem brüdigen Material Heilige geformt habe, Menschen von bewundernswerter Größe, Schönheit, Klarheit, Willenskraft und Güte. Er hätte an das Wort des hl. Klemens von Rom erinnern können: „Laßt uns doch bedenken, Brüder, aus was für einem Stoff wir geworden sind, wie und was wir waren, als wir in die Welt eintraten, aus welchem Grab und aus welcher Finsternis heraus unser Bildner und Schöpfer uns in seine Welt einführte“<sup>7</sup>.

In drei kleinen Kapiteln führt P. Vesprini dann weiter aus: Die Natur ist für den Menschen, auch für den Heiligen, etwas von vornehmerein Gegebenes, das er für seinen Lebensweg mitbekommt. Sind die natürlichen Anlagen gut, dann hat der Mensch es leichter, heilig zu werden, als wenn sie defekt und unharmonisch sind. Trotzdem wird auch ihn die Erlangung der Heiligkeit viel Kampf und harte Anstrengung kosten. Die Hauptquelle der übernatürlichen Vollkommenheit ist auch für ihn die Gnade Gottes, ohne die er sein Ziel nie erreichen würde. Als Heilige mit glücklicher Veranlagung werden hervorgehoben Franz von Assisi und Katharina von Siena (nach Morettis Analysen sind die ausgeglichsten wohl Johannes Berchmans, Margareta Maria Alacoque und Pius X.). Schwierige Anlagen findet Vesprini bei Antonius von Padua, Aloisius von Gonzaga, Giacinta Mariscotti, Josef von Cupertino und Franz von Sales, um nur einige Namen zu nennen (S. 9).

Um die wissenschaftliche Graphologie zu verstehen, muß man nach Vesprini klar zwischen dem unterscheiden, was der Mensch denkt und fühlt (Gedankeninhalt), und der Art, wie er diese Inhalte verarbeitet (persönliche Eigenart). Nur das Studium dieser Eigenart führt zu dem, was für einen bestimmten Menschen charakteristisch ist. (In der alten Temperamentenlehre unterschied man ebenfalls deutlich zwischen dem Reiz und der nach Temperaturen sehr verschiedenen Verarbeitung desselben.) Die Art, wie ein Mensch handelt, hängt mit seiner Natur zusammen oder, wie die Scholastiker sagten, „operatio sequitur esse“.

Die Graphologie ist ein Zweig der Psychologie, spezieller der Ausdruckspsychologie. Sie beschränkt sich aber darauf, nur den Stil des graphischen Ausdrucks zu studieren. Sie deckt vieles auf, hat aber ihre Grenzen. Sie enthüllt die Natur, die Eigenart, aber nicht das Leben und den Gedankeninhalt, nicht erworbene Eigenschaften und Handlungen, erst recht nicht ihren sittlichen Wert und auch nicht die Zukunft. Sie weist auf Neigungen und Anlagen hin, offenbart aber nicht die Tugenden und Laster oder die Bildung. Ferner zeigt sie die Gefühlseigenschaften auf, die Leistungsfähigkeit der verschiedenen geistigen Funktionen, die

<sup>5</sup> *I Santi della scrittura. Esami grafologici*. Padua 1952, Verlag Il Messaggero di S. Antonio. S. 408.

<sup>6</sup> *Trattato di Grafologia*, Padua 1948. Von demselben Autor stammen die Werke: *Grafologia pedagogica*, Padua 1947; *Grafologia della attitudini umane*, Padua 1948.

<sup>7</sup> Klemensbrief 38,3, nach: „*Die Apostolischen Väter*“ griechisch-deutsch, München (1956) S. 75.

nervösen Depressionen, die körperliche Eignung, jedoch nicht das Lebensbild, die Biographie des Urhebers der Schrift (S. 14). Innerhalb dieser Grenzen müssen auch die Schriftdeutungen Morettis verstanden werden.

Das Leben eines Heiligen ist einmalig und unwiederholbar. Seine Natur ist etwas ganz Persönliches. Die Einzigartigkeit und Originalität seines Lebens kommt also von seiner natürlichen Konstitution und nicht von der Heiligkeit als solcher. Die Natur ist das Organ der Heiligkeit, wie der Körper das Organ der Seele ist. Der Unterschied besteht jedoch darin, daß die Heiligkeit ihr Organ schon vorfindet und gezwungen ist, sich dieser Struktur anzupassen. Die Seele dagegen bildet sich ihr Organ selbst, das sich hinwiederum ihr anpaßt. Jeder geistliche Weg ist in seiner Entwicklung ein Geheimnis, eine unbekannte Harmonie und ein unentzifferbares Meisterwerk. Ein einziger Schlüssel kann das menschliche Geheimnis des Heiligen aufschließen, ein einziges Licht den Weg seiner irdischen Wanderschaft beleuchten: das Wissen und der Scharfblick des Graphologen (S. 15). Soweit P. Vesprini<sup>8</sup>.

In einem längeren Exkurs spricht P. Moretti dann selbst mehr vom theologischen Standpunkt über die Heiligen. Er schickt in Thesenform Sätze — daran erkennt man den alten Philosophieprofessor — über die Bestimmung des Menschen zum ewigen Glück voraus. Dann betont er weiter, daß die Heiligen nicht als solche geboren wurden, sondern hineingestellt waren in das Ringen zwischen „Fleisch“ und „Geist“. Die Graphologie zeigt nun, daß es Heilige von jeder Art gibt. Auch sie waren ursprünglich Menschen, die festgehalten wurden durch Hochmut, Ehrgeiz, durch Neigung zur Unmäßigkeit, zur Sinnlichkeit usw. Von hier mußten sie aufsteigen und in der Kraft der Gnade, mit einem festen Willen und durch viel Gebet andere werden, eben Heilige (S. 22)<sup>9</sup>.

Es folgen weitere Ausführungen, die nicht unbedingt in einem Werk über die Handschrift der Heiligen behandelt werden müßten, sondern auch in allgemeinerem Zusammenhang besprochen werden könnten. Hier soll deshalb nur das Wichtigste herausgehoben werden. Nach einem längeren Abschnitt über die Veredelung der Natur durch die Gnade (S. 27) heißt es über die „Aktivität der Heiligen“, daß die natürlichen Triebe, von der Gnade erhoben, den Heiligen die Kraft gaben, große Werke zu vollbringen (S. 30). Interessant ist, was über die „Heiligkeit heute“ gesagt wird: Im Grunde genommen ist die Heiligkeit von einst und jetzt nicht verschieden. Aber die Heiligen von heute fallen weniger auf. Sie erfüllen den Willen Gottes wie alle anderen Heiligen, aber es geschieht schneller, weniger nach außen erkennbar, sie sind geschickter darin, daß man sie nicht als solche erkennt, und daher freier, und fallen nicht so leicht in Selbstüberschätzung. „Ich glaube, daß es nie auf Erden eine so große Zahl von Heiligen gegeben hat wie heute“ (S. 32). Im Kapitel „Die Fruchtbarkeit der Heiligen“ spricht Moretti ausführlich darüber, daß „die Frau eine Mitarbeiterin des Mannes und der Heiligen ist“ (S. 33), und hebt hervor, daß diese Zusammenarbeit viel Selbstbeherrschung und Kampf verlangt. In dem Abschnitt über die „Langlebigkeit der Heiligen“ weist Moretti darauf hin, daß sich die Heiligen nicht nur geistiger, sondern auch körperlicher Gesundheit erfreuen. „Wissenschaftlich betrachtet hat für diese Tatsache die Regelmäßigkeit der Körperfunktionen eine große Bedeutung. Ich weiß, daß die Medizin geneigt ist, diese Wahrheiten anzunehmen, sicher verteidigt die Graphologie sie mit gezücktem Schwert“ (S. 35). Der Grund liegt in der Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes, aus dem die geistige Ruhe kommt, die auf den Körper überströmt. Aus der Übereinstimmung mit dem Willen Gottes leitet Moretti auch die „Originalität der Heiligen“ ab. „Der Heilige besitzt wirkliche Originalität, weil er seinen Willen und seinen Ver-

<sup>8</sup> Uns scheint, daß der Autor hier über das Ziel hinausschießt, insofern er die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit eines Menschen mehr oder weniger ausschließlich der individuellen Natur zuschreibt, während er das viel Bedeutendere und geradezu Ausschlaggebende für die wirkliche Originalität eines Menschen: die Person und ihre freie Entscheidung unberücksichtigt läßt. Daher auch seine Überschätzung der Graphologie für die Erhellung des eigentlichen Geheimnisses eines heiligen Menschen, wie dies der letzte Satz verrät.

<sup>9</sup> Ob die Feststellung einer *Anlage* zum Hochmut usw. schon zu dem Urteil berechtigt, der betreffende Mensch habe irgendwann einmal dieser Anlage nachgegeben, muß wohl negativ entschieden werden.

stand mit dem Willen und Verstand des größten Künstlers, Gott, vereinigt hat. Er ist der Freund Gottes, und Gott teilt ihm von seiner Qualität mit, die das Zeichen der Originalität trägt. Darum ist auch der Heilige der „wahre Künstler“ (S. 38). Die Heiligen sind auch die wirklich „Schlauen“ (*i veri scaltri*). „Sie haben die wahre Schlauheit, weil sie die wahre Weisheit haben. Sie erkennen die Eitelkeit der Welt und ziehen sich deshalb langsam von ihr zurück“ (S. 39). Im Kapitel über die „Hochherzigkeit der Heiligen“ wird die Frage untersucht, wessen Heiligkeit größer ist, die eines Menschen, der die Sünde ausgekostet und sich dann bekehrt, oder eines anderen, der sie kaum gekannt hat. Wenn der erste seine ganze Kraft einsetzt, kann er den zweiten unter Umständen an Großmut übertreffen. Aber der zweite hat einen Schwung, den der andere nicht erreicht, denn es fehlt ihm das, was man „bräutliche Liebe“ nennen möchte (S. 40). Bei der „Kraft der Heiligen“ handelt es sich nicht um physische Kraft. Diese kann fehlen. Aber die moralische und geistige Kraft ist ein besonderes Unterscheidungsmerkmal der Heiligen gegenüber anderen Menschen (S. 41). Zum Schluß betont Moretti noch einmal „die Freiheit der Heiligen“ im Gegensatz zu einem starren Determinismus, den er auch auf den Seiten vorher schon öfter scharf bekämpft hat.

In einer Zeitschrift allgemeinen Inhalts hat der Pater früher einmal Artikel über die Heiligen veröffentlicht. Dem Herausgeber erschienen sie nicht ehrfürchtig genug. Deshalb kürzte und verbesserte er sie. Das war ein großes Mißverständnis, das von der Vorstellung ausging, die Heiligen seien schon von Natur aus erhabene Wesen, nicht erst durch die Gnade. Man hatte das Wort des hl. Augustinus vergessen: „Petrus erat quod tu, Paulus erat quod tu“. Die natürlichen Triebfedern sind für den Heiligen keine Unehre. Es ehrt ihn vielmehr, wenn er trotz derselben den Weg der Heiligkeit gegangen ist. Der Verfasser schreibt nicht, um über die Heiligen etwas Schlechtes zu sagen, sondern die Wahrheit. Er will den modernen Menschen, der in der Sünde schläft, wachrütteln, damit er sich aufraffe und den Weg der Heiligkeit gehe, im Vertrauen darauf, daß ihm die Gnade helfen werde. Darum hat er kein Bedenken, den natürlichen Untergrund eines Heiligen zu zeichnen und dann den Weg anzudeuten, den auch der Heilige gehen muß (S. 37).

Es ist deshalb auch völlig falsch gesehen, wenn über eine journalistische Besprechung von Morettis Buch das Stichwort gesetzt wird: „Die Heiligen und ihre Laster“<sup>10</sup>. Feststellen, daß jemand von Natur aus einen Hang zu etwas gehabt hat oder daß ihm eine bestimmte, mit dem Temperament gegebene Reaktionsweise eigen war, heißt noch nicht behaupten, er habe diesem Hang nachgegeben. Gerade das ist ja für die Heiligen charakteristisch, daß sie nicht den Lastern verfallen sind, zu denen sie die Gefahr in sich trugen.

Den Hauptteil des Buches (364 Seiten) bilden die Schriftproben und ihre Deutung. Im Faksimile werden 58 Textproben vorgelegt. Sie gehören sehr verschiedenen Jahrhunderten an. Die meisten fallen in die Zeit vom 16. bis 19. Jahrhundert, je zwei sind aus dem 13. und 20., drei aus dem 15. Jahrhundert. Damit ist schon angedeutet, daß die graphologische Deutung hier vor keiner leichten Aufgabe stand, denn der Schriftduktus hat sich im Laufe der Zeit sehr gewandelt — man vergleiche etwa die lange, feine Schrift der Merowingerzeit mit der des ausgehenden Mittelalters — und ist auch nach Ländern sehr verschieden. Neben etwa 40 Italienern findet man vorwiegend noch Franzosen und Spanier, fast isoliert einen Deutschen (Petrus Canisius) und einen Österreicher (Klemens M. Hofbauer). Für die Beurteilung einer Schrift muß man auch den Schrifttypus kennen, der dem Schreiber vorschwebte und den er in seiner Jugend kopieren lernte; denn es ist bedeutsam zu sehen, ob er sich Mühe gab, sie möglichst getreu wiederzugeben, oder ob und bis zu welchem Grade er sie umgestaltete, damit es *seine* Schrift würde. Daß Moretti diese Fragen nicht übersehen hat, wenn er auch nicht ausdrücklich auf sie zu sprechen kommt, zeigt sein Urteil über die Schrift des hl. Thomas von Aquin, bei der berücksichtigt wird, daß man damals auf die Hervorhebung des Wortzwischenraumes keinen Wert legte (S. 367). Infolgedessen hat geringer Wortabstand bei ihm nicht denselben Zeichenwert wie in der modernen Schrift. Es wurden hauptsächlich Männerhandschriften untersucht, so daß neben 44 Männern nur 14 Frauen erscheinen. Alle gehören dem geistlichen oder Ordensstande an. Es ist sehr zu bedauern, daß nicht auch Schriften von Weltchristen untersucht wurden, etwa — um bei Italienern zu bleiben — die der seligen Anna Maria Taigi oder des seligen Contardo Ferrini.

<sup>10</sup> Der Spiegel 11 (1957) S. 54.

Jeder einzelnen Schriftdeutung stellt Moretti die Aufzählung und Gruppierung der Schriftmerkmale voran, auf die er sein Gutachten aufbaut. Gleichzeitig gibt er an, welchen Deutungsgrad er den einzelnen zuerkennt. Dabei geht er natürlich von dem graphologischen System aus, das er selbst entwickelt hat und das in 73 Regeln zusammengefaßt wird. Hier zeigt sich deutlich, daß die Kenntnis seines Lehrbuches der Graphologie „für das volle Verständnis des vorliegenden Werkes unerlässlich ist“ (S. 7). Es wäre darum neben der theologischen sicher auch eine größere graphologische Einleitung notwendig gewesen.

Die einzelne Schriftdeutung ist jeweils recht ausführlich. Dabei ist der Verfasser bestrebt, immer anzugeben, auf welches Schriftmerkmal sich seine charakterologische Auswertung stützt. Das regt zum Mitdenken an und ermöglicht die Nachprüfung. In diesem Punkt ist saubere Arbeit geleistet.

Die Analyse nimmt den Hauptaum ein. In den meisten Fällen werden jedoch noch kurz die Lebensdaten der betr. Heiligen angegeben, wofern ihr Leben nicht als allgemein bekannt vorausgesetzt wird oder genauere Daten schwer zu erreichen waren. Im allgemeinen werden auch noch aus Biographien Einzelheiten, meist in wörtlichen Zitaten, nachgetragen, die auf die von Moretti gegebene Charakterdeutung ein Licht werfen.

2. Bei der Wiedergabe der Einleitungskapitel haben wir schon an der einen oder anderen Stelle einige kritische Bemerkungen eingeflochten. Fassen wir nun die graphologische Auswertung etwas näher ins Auge.

Bei den dargebotenen Schriftproben ist nicht gesagt, ob sie die Originalgröße oder eine Verkleinerung wiedergeben; man möchte das erstere annehmen.<sup>11</sup> Man kann auch nicht feststellen, ob sich das Gutachten des Verfassers gerade auf das dem Leser vorliegende Faksimile bezieht. Manchmal möchte man eher das Gegenteil annehmen, denn es heißt ausdrücklich — was man auch verlangen muß —, daß der Verfasser im Einzelfall nicht wußte, wessen Handschrift er vor sich hatte. Bei manchen Schriftproben steht aber der Name groß darunter, z. B. bei Petrus Canisius und Pius X. Ferner finden sich Stücke, die genau datiert sind. Daraus kann man berechnen, wie alt der Schreiber bei der Niederschrift war. Es könnte aber sein, daß Moretti einen Brief aus einem ganz anderen Lebensabschnitt als Grundlage seiner Analyse wählte.

In den Charakteristiken fällt auf, daß bisweilen ziemlich ausführlich auf Punkte eingegangen wird, die für den betr. Heiligen von Bedeutung sind, etwa ob die hl. Franziska von Chantal leicht verzeihen konnte, wie es bei Aloisius von Gonzaga mit Versuchungen zur Reinheit stand, welche Befehlsart für den hl. Petrus Canisius bezeichnend war. Man kann nicht immer sagen, daß diese Gesichtspunkte im Schriftbild die besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen müßten. Wie kommt also der Verfasser auf diese Punkte? Vermutlich sind ihm nicht nur Schriftproben vorgelegt worden, sondern auch bestimmte Fragen, die er beantworten sollte. Es wäre gut gewesen, diese anzudeuten. Graphologische Gutachten werden ja oft unter einer bestimmten Rücksicht erbeten. Es soll etwa festgestellt werden, ob sich der Schreiber für diesen oder jenen Beruf eignet, ob krankhafte Störungen erkennbar sind, wie sich sein Triebleben in der Ehe auswirken wird und ähnliches.

Um die Arbeit des Graphologen zu verstehen, muß man sich ein Wort von Ludwig Klages vergegenwärtigen, der schreibt: „Der graphologische Könner lehnt es grundsätzlich ab, Handschriften von Personen zu begutachten, die er aus Eigenschau kennt, und wenn es sich um bekannte Namen handelt, kümmert er sich um die Leistungen und Verfehlungen, die sich daran knüpfen, zunächst gar nicht. Die geringfügigste Mitteilung, die man ihm über Schicksal, Lebensvorkommnisse des zu Beurteilenden machen würde, bedeutet bereits eine Ablenkung der diagnostischen Kompaßnadel und wird deshalb höflich, aber entschieden verboten. Er vermeidet sogar sorgfältig, vom Inhalt Kenntnis zu nehmen“<sup>12</sup>. Es gibt zwar auch Deutungssysteme, die anraten, das Schriftstück zu lesen, ja es sich laut vorzulesen. Aber

<sup>11</sup> „Katholischer Digest“ bringt eine Besprechung von Morettis Buch: *Graphologie und Heiligkeit* (12 [1958] S. 443) mit einer Fotomontage von Schriftproben, die fast um die Hälfte kleiner sind als das Original und außerdem völlig andere Texte faksimilieren als Moretti.

<sup>12</sup> L. Klages, *Graphologisches Lesebuch*. Leipzig 1933, S. 215.

wir nehmen an, daß Moretti ähnlich denkt wie Klages. Das würde das Tastende erklären, das sich an vielen Stellen zeigt. Hätte er das Lebensbild der Heiligen klar vor Augen gehabt, würde er auf viele Konjekturen verzichtet haben. Hätte er z. B. gewußt, daß er die Schrift des hl. Ignatius von Loyola vor sich hatte, dann brauchte er nicht zu schreiben: „Es wäre ein ausgezeichneter Armeegeneral geworden“ (S. 279).

An graphologische Berufsberatung gewöhnt, liebt Moretti es, sich zu fragen, was der Schreiber oder die Schreiberin wohl hätte werden können. Von Theresia vom Kinde Jesu schreibt er: „Wäre sie in Armut geboren, so hätte sie ihr Leben als Modistin geführt, vielleicht auch das eines Mannequins oder eines Modells, um sich den Unterhalt zu verdienen“ (S. 359). Vom hl. Philipp Neri heißt es: „Er hätte einer jener Halsabschneider werden können, die man überall in der Geschäftswelt antrifft, und die sich dadurch bereichern, daß sie ihren Nächsten betrügen“ (S. 128). Von Katharina von Ricci wird gesagt, sie gehöre zu einem Frauentyp, der „männliche Sportarten betreiben und wie eine Jeanne d'Arc an der Spitze von Soldaten stehen und sie befehligen könne“ (101).

Solche Äußerungen können falsch verstanden werden und wurden es auch. Darum bringt die oben erwähnte Besprechung im „Spiegel“ das Bild des Verfassers mit der Unterschrift: „Wäre der heilige Filippo ein Halsabschneider gewesen?“ Dort wird auch das Urteil über Theresia von Avila kurz in die Worte zusammengefaßt: „Veranlagung zur Vielmännerei“, was ohne die erklärenden und einschränkenden Ausdrücke des Verfassers ein falsches Bild gibt (S. 352). Aber es ist nicht zu leugnen, daß Morettis Buch eine ganze Reihe ähnlich pikanter Kennzeichnungen enthält. Wer die Persönlichkeit des Verfassers und das hohe Ziel, das ihm vor Augen schwebt, unbeachtet läßt, könnte als gläubiger Christ an seinem Buch Anstoß nehmen. Um es richtig zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß alle Eigenarten des Menschen ihre Kehrseite haben. Wir sind gewohnt, in den Heiligenbiographien die positiven Züge hervorgehoben zu sehen: Beharrlichkeit, Bescheidenheit, Fleiß, Großzügigkeit, Gerechtigkeitssinn und dergleichen mehr. Nimmt man aber hinzu, was natürlicher- und normalerweise mit diesen Eigenschaften auch gegeben ist, ja dasein muß, falls es nicht bewußt bekämpft wird, dann tauchen im Hintergrund des Bildes tiefe Schatten auf. Zur Beharrlichkeit gehört z. B. der Mangel an Umstellungs- und Anpassungsvermögen sowie Überschätzung des Vorhandenen und Gegebenen (Konservativismus), neben der Bescheidenheit sehen wir den Mangel an Selbstvertrauen und Initiative. Wo sich einer nach Brauch und Regel richtet, stellt sich Mangel an Objektivität und Kritik ein, sehr leicht auch Selbstgerechtigkeit. So könnte man weiter nebeneinanderstellen: Fleiß — Überschätzung des Willensmäßigen; Großzügigkeit — Mangel an Gründlichkeit; Klugheit — die Neigung, andere gering zu schätzen; Gerechtigkeitssinn — Entschlußunfähigkeit; Pflichtgefühl — Selbstgerechtigkeit und Kleinlichkeit; Selbstüberwindung — Überschätzung des Willensmäßigen und Intoleranz gegen „Schwächen“ anderer; Selbständigkeit — Rücksichtslosigkeit. Bei Affektivität findet sich schließlich die Schwierigkeit der rechten Selbsterkenntnis und die Empfindigkeit gegen den Vorwurf mangelnder Selbstbeherrschung<sup>13</sup>.

Vieles von dem, was Moretti sagt, kommt darauf hinaus, daß die negativen Seiten einer Anlage herausgestellt werden und der Verfasser sich ausmalt, was geschehen wäre, wenn ein Heiliger versäumt hätte, ein Gegengewicht gegen die negative Komponente seines Charakters zu schaffen. Wie sich diese Methode für die Beurteilung eines Heiligen auswirkt, läßt sich gut am Beispiel der hl. Johanna Franziska von Chantal zeigen. Ein Freund ihres Mannes hatte diesen durch einen unglückseligen Mißgriff auf der Jagd erschossen. Die Brevierlesung vom 21. August weiß darüber leicht vergoldend zu berichten, daß Johanna Franziska den Sohn des Jagdgefährten „e sacro fonte suscipere sui victrix elegit“. Das sieht so aus, als ob sie sich fast dazu gedrängt habe und schon bald nach dem unglücklichen Ereignis die Taufpatin des Kleinen geworden sei. Eine genaue Quellenkenntnis ergibt aber, daß sie dem Schützen zuerst gar nicht verzeihen konnte und vier volle Jahre brauchte, um sich schließlich mit ihm zu versöhnen. Das erscheint uns sehr lang, bis uns „der Schlüssel des Graphologen das Geheimnis der Heiligen aufschließt“ und uns Einblick in ihre Seele gewährt. Wir erfahren nämlich: „Sie ist ein Typ, dem es von Natur aus nicht liegt, eine

<sup>13</sup> „Stimmen der Zeit“ 151 (1952—53) S. 392 in der Besprechung des Buches: R. P o p h a l, *Aus der Lebensarbeit eines Graphologen* (H. Steinitzer). München 1952.

Beleidigung oder ein Unrecht zu verzeihen, das ihr oder einem andern, der ihr teuer ist, zugefügt wurde. Zum mindesten neigt sie dazu, den Beleidiger von sich fern zu halten wie einen, der es nicht verdient, ihr Nächster zu sein“ (S. 135). Franziska hat sich also mit Hilfe der Gnade gewaltig anstrengen müssen, um den Sieg über sich zu erringen. „Bei Menschen ist es unmöglich“, würde Christus sagen, „aber bei Gott ist alles möglich“ (Mt 19, 26). Pius X. dagegen würde es in einem ähnlichen Fall viel leichter gehabt haben, denn „er hat eine so starke Neigung zum Altruismus und zur Güte, daß er alles Ressentiment unterdrückt, dadurch, daß er sich ganz verströmt zum Wohle anderer“ (S. 338).

Es wurde oben kurz erwähnt, daß Moretti seinen Handschriftdeutungen Auszüge aus Biographien der Heiligen beigelegt hat. Man erwartet von ihnen eine Bestätigung für die graphologisch festgestellten Eigenschaften, besonders für die negativen. Das ist oft genug der Fall. Sehr oft werden diese Züge durch die biographischen Quellen auch nicht bestätigt; das Leben erweist unter Umständen sogar etwas ganz anderes. Graphologisch wurde z. B. festgestellt, daß der hl. Alfons von Liguori eine Tendenz hatte, Oberer zu werden. In den biographischen Notizen erfahren wir aber, daß er wie vom Blitz gerührt war, als ihm mitgeteilt wurde, er solle Bischof werden (S. 51). Hat nun der Graphologe falsch gesehen? Das ist damit noch nicht gesagt. Nur zeigt sich, daß es Dinge gibt, die er mit seiner Methode nicht erfassen kann. Nach den graphologischen Gutachten P. Morettis allein würden wir die Heiligen völlig falsch beurteilen, den hl. Philipp als Halsabschneider und die kleine Theresia vielleicht als Massenmörderin, denn ihre Handschrift hat eine auffallende Ähnlichkeit mit der italienischen Massenmörderin Rina Fort, wie behauptet wird.

Etwas scheint uns bei der Schriftauswertung übersehen zu sein: das Alter des Schreibers. Bei Petrus Canisius läßt sich, weil das Datum des Briefes sichtbar ist, zufällig nachrechnen, daß der wiedergegebene Brief drei Jahre vor seinem Tode geschrieben wurde, also mit 73 Jahren. Seine lange Verwaltungstätigkeit spiegelt sich deutlich in seinen Schriftzügen wider. Würde Moretti aus der Schrift des Zwanzigjährigen genau das gleiche herausgelesen haben? P. Hubert Thurn schreibt einmal: „Wenn die Schrift Ausdruck, Spiegel der Seele ist, dann muß sie die seelischen Wandlungen getreu wiedergeben. Der Mensch ist ein anderer im Zorn und in der Ruhe, bei Nervosität und Gereiztheit, in Erregung und Depression, in der Jugend und im Alter, in der Krankheit und in der Gesundheit. Aber das Anderssein hat seine Grenze; denn der Mensch wird in den verschiedenen Lagen nicht ausgewechselt, sondern etwas bleibt ihm; er bleibt der bestimmte geartete Mensch, wenn auch in unterschiedlichen Stimmungen und Lebenslagen“<sup>14</sup>. Moretti hat versucht, das Bleibende herauszufinden, ohne sich um Jugend und Alter des Schreibers zu kümmern. Uns interessiert bei einem Menschen, und auch bei den Heiligen, nicht nur ihre Grundstruktur, sondern auch ihre Entwicklung, vor allem ihr geistiger Fortschritt. Dieser macht uns ihr persönliches Ringen und das Werk der Gnade deutlicher als das bloße Wissen um das Gefüge und die Strebungen. Kann uns die Graphologie nicht mehr geben als das, was Moretti uns gibt? Vielleicht kann uns ein graphologischer Vergleich hier weiter helfen.

3. Wir wählen als Beispiel Aloisius von Gonzaga, einerseits weil er von Moretti als besonders schwieriger Charakter bezeichnet wird, anderseits, weil uns das bereits eingangs erwähnte graphologische Gutachten über Aloisius zur Verfügung steht, das 1928 in dieser Zeitschrift erschien. Es stammt von dem Schweizer Graphologen Dr. F. Buomberger.

Beginnen wir mit dem Endurteil Morettis über Aloisius, aus dem hervorgeht, warum er gerade ihn für einen so schwierigen Charakter hält. Er schreibt: „Sollte sich der Betreffende (dessen Namen er ja bei der Abfassung des Gutachtens nicht kannte) für den Weg der Heiligkeit entscheiden, dann müßte er geradezu krampfhaft leiden, so daß alle seine Tugendakte als ein Wunder betrachtet werden müßten, das an der menschlichen Natur geschehen wäre. Es wäre ununterbrochenen Krisen unterworfen. In ihnen würde er sich über alle ärgern und auch über sich selbst. Er hat Anfälle von Wut. Wenn er auf dem Wege der Heiligkeit wandeln wollte und alle Dinge als Gottes Wille hinnähme, dann würde er zur Heiterkeit des Gemütes kommen. Würde er sich dagegen nicht auf die Tugend verlegen, dann neigt er zu einer Unruhe, die ihn ganz erschöpfen und aus ihm einen Neurotiker machen würde“ (S. 300).

<sup>14</sup> H. Thurn, *Die Handschrift als Spiegel der Seele*, aaO. S. 138.

Moretti sieht bei Aloisius einen scharfen Verstand, der sich aber in Spitzfindigkeiten verlieren kann und kritisch, ja überkritisch ist. Sein gutes Gedächtnis soll mehr Verstand vortäuschen, als objektiv vorhanden ist. Aloisius sei im Grunde kein selbständiger Denker. Er könne nur Gedanken anderer nachdenken. Er habe eine besondere Neigung zur Kasuistik und würde etwa als Arzt Fälle nur insoweit lösen können, als sie früher schon einmal von anderen gelöst wurden, und er sich diese Lösung eingeprägt habe. Neue, schwierige Situationen würde er von sich aus nicht meistern.

Dem Willen nach sei Aloisius zäh, von großer Festigkeit, aber mit einer leichten Tendenz zum Nachgeben. Im übrigen seien seine Entschlüsse verstandesmäßig gut unterbaut. Darum halte er auch bis zur Starrköpfigkeit daran fest.

In seinem Verhältnis zu anderen Menschen sei er sehr schwierig. Es wird gesagt, daß er nur schwer etwas annehme, was von anderen stamme, außer wenn ihn die Sache gefühlsmäßig nicht interessiere. Spielle das Gefühl hinein, vor allem wenn seine Antipathie geweckt werde, dann melde sich der Geist des Widerspruches. Aloisius sei eine sehr sensible Natur und darum äußerst reizbar und zu Zornausbrüchen geneigt. Es zeige sich bei ihm die Tendenz, etwas übel zu nehmen und nachzutragen. Daher auch die Neigung zu übler Nachrede, andere in schlechtes Licht zu setzen, zu freventlichen Urteilen und zum Auskosten, wenn andere gedemütiigt werden. Er brauche andere, die ihm helfen, denn ohne fremde Hilfe oder wenigstens Assistenz könne er keine systematische Ordnung halten, wolle es jedoch nicht wahrhaben, daß man ihm geholfen habe. Er neige dazu, den äußeren Frieden zu stören, weil er alles, was die Leute im Hause tun, bekrittete. Wirtschaftlich neige er zu äußerster Sparsamkeit, die leicht in Geiz übergehen könne. „Er könnte Sklave des Geizes werden, der Schätze auf Schätze häuft, während er selbst und seine Untergebenen Mangel leiden. Er hat keinerlei Neigung zu irgendeiner Freigebigkeit“. Er neige vielmehr zu peinlicher Genauigkeit im Benehmen und zu Pedanterie im Konventionellen und in den Formalitäten.

Über die Sinnlichkeit schreibt Moretti wörtlich: „Seine Sinnlichkeit ist leicht erregbar. Es ist eine Sinnlichkeit des Verzichtes, eine Art Sinnlichkeit, die man passiv nennen möchte und die leicht dazu neigt, gegen die Natur zu gehen. Wehe, wenn er die Gewohnheit zur sexuellen Selbstbefriedigung annähme, und wäre es vielleicht auch nur im Anfangsstadium“ (Guai se prende una abitudine magari solo iniziale dell' autosoddisfazione sessuale).

So überraschend diese Feststellung auf den ersten Blick sein mag, wird sie nicht verständlich, wenn man sich die großen Kontaktstörungen vor Augen hält, die dieser Charakter nach Morettis ausführlicher Darlegung hatte? Müßten sie nicht geradezu zur Selbstbefriedigung drängen? Und findet sich das Passive seiner Sinnlichkeit nicht in seinen Bußübungen wieder, in der eine wenig wohlwollende Kritik geradezu masochistische Tendenzen gesehen hat? Nehmen wir einmal für einen Augenblick an, Moretti habe in seiner Beurteilung recht, Welch ungeheure Leistung bedeutet es dann, wenn Cepari von Aloisius sagen konnte, daß er immer die Jungfräulichkeit an Leib und Seele bewahrt habe!<sup>15</sup> Wieviel Gebet, Buße und Gnade war dazu nötig, um Aloisius so zu vergeistigen, daß er Versuchungen, auf die der Körper hindrängte, kaum gespürt hat!

Gern würden wir auch das Urteil Buombergers über diesen Punkt hören. Leider schweigt er sich darüber aus, weil er nur Kopien von Aloisiusbriefen vor sich hatte, so daß „wegen Mangel der Originale über Sinnlichkeit etwas Bestimmtes nicht ermittelt werden konnte“. Im übrigen stimmt er in vielen Punkten mit Moretti überein. Von einem Brief sagt er, daß „Affektation, Übertreibungstendenz, etwas geschniegelte Pose hier unleugbar konstatiert werden“. Auch er unterstreicht die kasuistische Begabung des Heiligen: „Tatsache ist, daß Aloisius starke spekulative und kasuistische Begabung zeigte“. Ferner findet er Übelnehmerei: „Ehrgeiz ist nachweisbar, aber kein berechnender in bösem Sinne des Wortes. Wohl dürfte leichte Übelnehmerei bei dieser sensiblen Seele vorgekommen sein“. Und etwas später: „Immer noch etwas leichte Übelnehmerei. Vielleicht ist letzteres auf physische Ursachen zurückzuführen“. Über die starre Festigkeit heißt es: „Wo es sich um eine gestecktes Lebensziel handelt, wird er sogar ‚rücksichtslos‘ im Sinne unserer menschlichen Gesellschaft, und

<sup>15</sup> Vgl. Cepari-Schröder aaO., S. 18.

wer ihm da in die Quere käme, der müßte sich auf krampfartige Selbstbehauptung gefaßt machen". Oder: „Eigene Wege gehen, den Stier bei den Hörnern packen“.

Neben diesen Übereinstimmungen stehen aber auch große Unterschiede, die z. T. auch schon in den obigen Zitaten durchschimmern. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Buomberger seine Charakterdeutung nicht auf *einem* Schriftstück aufbaut. Es lagen ihm vielmehr Briefe vor, die Aloisius mit 10, 13—15, 20 und 22—23 Jahren geschrieben hat. Bei jedem Dokument fragt sich Buomberger nicht nur nach dem, was es über Anlagen und Triebe im allgemeinen sagt, sondern sucht auch ein Bild vom dem augenblicklichen Stand der Entwicklung zu gewinnen und verfolgt sie dann weiter durch die verschiedenen Altersstufen.

Bei Moretti läßt sich aus dem zufällig mitangegebenen Datum errechnen, daß ihm eine Schriftprobe des etwa 19jährigen Gonzaga vorgelegen hat. Buomberger hatte in Brief III eine Probe aus dem gleichen Lebensabschnitt vor sich. Darum nehmen wir am besten diese Texte als Grundlage. Angeregt durch den Vergleich mit den anderen Briefen sieht der Schweizer Graphologe im Gegensatz zum italienischen Franziskaner den inneren Reifungsprozeß: „Wie reif ist diese Seele geworden in den sechs Jahren! Die Individualität ist eine fast volle. Eigene Wege gehen, den Stier bei den Hörnern fassen; aber über all dem beginnt sich schon eine innere Logik zu offenbaren... Alles Geschniegelte und Posierte ist als Ballast über Bord geworfen... ein frisches Hinwerfen, ein Sichhingeben für etwas Ideales. Dabei ist die ganze Schrift typisch altruistisch. Es ist eine Art innerer Lostrennung von seiner Familie zu spüren, sagen wir — er will seine Seele ‚vereinsiedeln‘. Dagegen ist bestimmt der Altruismus verstärkt aus jenen Stürmen hervorgegangen und doch ist er jetzt noch seelisch ein Skeptiker dem Nächsten gegenüber. Unlogisch nicht wahr? Er wird wortkarg, zeigt sich sogar für Fernstehende als etwas Sphinxnatur, und doch ist dieser junge Mann jetzt sehr offenherzig, und wird er einmal sprechen, nimmt er sicher kein Blatt vor den Mund. Dieser Mann ist voll Nächstenliebe und ‚gibt‘ wie ein Künstler. Man wird es mir nicht verübeln, wenn ich feststelle, daß diese Schrift manchen Charakterzug von Beethoven hat“. Während also Moretti sehr stark die egozentrischen Züge bei Aloisius betont, unterstreicht Buomberger ausdrücklich die altruistischen. Aus dem Aloisius, der zu jeder Freigebigkeit und Großzügigkeit unfähig war, wird ein ganz anderer, einer der „gibt wie ein Künstler“. Hier erkennen wir den echten Aloisius wieder, wie er im Gedächtnis seiner Zeitgenossen war. Wenn Buomberger in demselben Zusammenhang auch Übernehmerei feststellt, dann ist er sich bewußt, daß das bei einem solchen Charakter auch mit physischer Schwäche zusammenhängen kann. Er vermutet Krankheit und wird damit dem Schreiber in seiner damaligen Lage viel mehr gerecht.

Um so eindrucksvoller ist es dann auch, wenn er nach zwei Jahren wieder die Sonde anlegt und — ein Jahr vor dem Tode des Heiligen — urteilt: „Welch ein erhebender Fortschritt in diesen zwei Jahren! Keine Spur mehr von inneren Konflikten. Das Meer ist geebnet, die Wogen geglättet und doch ist immer noch viel Bewegung und Fluß in dieser Schrift“.

Der Vergleich der beiden Gutachten zeigt, daß auch die Person des Deuters eine Rolle spielt. In ihrer persönlichen Eigenart kann der Grund der verschiedenartigen Deutung liegen. P. Thurn macht in dem bereits mehrfach zitierten Aufsatz über „*Die Handschrift als Spiegel der Seele*“ darauf aufmerksam, daß niemand aus der zu deutenden Schrift herauslesen kann, was er selbst nicht wenigstens nachzuleben imstande ist, und daß es Lieblingsprobleme gibt: „Was man am eigenen Leibe erfährt, erkennt man leichter und übersieht anderes, mag es auch wichtiger sein“<sup>16</sup>. Man könnte noch hinzufügen, daß die intuitive Einfühlungsgabe sehr verschieden ist. Die Folgerung daraus ist für unser Thema, daß man sich in der Hagiographie nicht mit *einem* Gutachten begnügen darf. Das muß gesagt werden, weil P. Vesprini meint, „daß in Zukunft eine Biographie ohne die graphologische Untersuchung der Schrift des betr. Heiligen unvorstellbar“ sei (S. 16).

Wenn mit dieser Forderung ernst gemacht werden soll, dann ergäbe sich ein Zweites: daß mehrere Handschriftproben, und zwar aus den verschiedensten Lebensabschnitten, geboten werden müßten. Bei der Bildausstattung ist uns das eine Selbstverständlichkeit geworden. Wir wollen nicht nur das Jugendbild des Heiligen sehen, sondern möglichst ein Bild von

<sup>16</sup> aaO., S. 140.

ihm in den wichtigsten Lebensabschnitten. Dann würden die Anlagen und Triebfedern von selbst deutlich hervortreten. Im Jugendbildnis wie im Greisenantlitz wird man sehen, ob man es mit einem Pykniker oder Leptosomen zu tun hat, mit einem Menschen, der von Hause aus ein Bauer ist oder ein Aristokrat, und noch einiges mehr. Solche Grundformen verwischen sich kaum. Ähnlich in der Schrift. Der Graphologe könnte sich vielmehr auf das konzentrieren, was von Stufe zu Stufe neu ist, auf das Hente und Hier.

Was wir suchen, ist „das wahre Gesicht der Heiligen“. Wir haben wenig davon, wenn uns der Graphologe tausend Möglichkeiten, die aber nie realisiert wurden, aufzählt und, wie es Moretti bei der kleinen Theresia tut, ausklügelt, was aus ihr geworden wäre, wenn sie in ärmlichen Verhältnissen oder in reichen oder sogar sehr reichen gelebt hätte, ja wenn sie sogar eine Königin geworden wäre oder die Frau eines Staatsministers. Wir wollen wissen, was wirklich war. Dazu gehört zweifellos auch ein Blick auf das, was Gott in der Natur des Menschen mit auf den Weg gab. Wir wollen aber vor allem sehen, welche Form und welches Gepräge ein Heiliger diesem an sich indifferenten Material gegeben hat. Am Schluß muß uns doch ein heiliges Antlitz entgegenstrahlen, eine gemeisterte Form. Wenn wir erleben, wie in die anfängliche Unruhe des Schriftbildes eine innere Ruhe kommt und die erst so disparaten Züge zu einer Harmonie zusammenwachsen, die wir kaum für möglich hielten, dann erfassen wir tiefer die innere Läuterung dieses Menschen, seine Abklärung und vielleicht gar die Verklärung seiner Seele. Es geht uns langsam auf, daß wir auch in den Schriftzügen noch nicht das wahre Bild des Heiligen vor uns haben, sondern nur einen ganz schwachen Abglanz; denn was ein Menschenantlitz zu einem Heiligen macht, das vermag keine Menschenhand in ihren zittrigen Schriftzügen festzuhalten und kein Graphologe mit den Mitteln seiner Wissenschaft zu deuten. Er kann uns höchstens williger Wegweiser sein zum Berge der Heiligkeit.

*Adolf Rodewyk S. J., Hamburg*

---